



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 17.

Sonntag, den 23. April 1916.

Erscheint wöchentlich.

Die sieben Worte am Kreuz.

Eine Osterlegende von Kurt Arnold Jandelsen, 3. Jt. im Felde.

(Nachdruck verboten.)

Die sieben Worte, die Jesus Christus gesprochen hat, als er am Kreuz litt, irren und schweifen, verirrt in Millionen Menschendörfer, immer noch umher auf der Erde. Und solange sie herumirren, sagt die Sage, kann die Welt nicht erlöst werden. Nun ist aber der Menschheit eine Antwort gegeben, daß der Heiland, der alle hundert Jahre einmal wiederkommt, auch diesen Stück noch von ihr nehmen werde. Wenn er nämlich zum siebzigmaligen Male zu einem armen Sünder das demantene Wort gesprochen haben wird, das er bereinigt zu dem Schächer rede, der neben ihm am Pfahle hing, dann sollen die übrigen sechs Seufzer bei den Menschendörfern zur Ruhe kommen und aller Jammer und aller Schmerz vorüber sein —

In der dritten Stunde der Karfreitagnacht sahen sie ihn über das Schlachtfeld wandeln.

Die verpökelten Auegen, die noch schwärzten, strich er beiseite wie dreiste Bienen.

Die Rosten heilsten Lösung und Feldgeschrei. Er antwortete: Wohlbehem und Gogatha, und schritt an ihnen vorüber.

Als er in die Nähe der Schützengräben kam, um die noch vor Stunden erbarmungslos Morben getobt, lagen Freund und Feind zu Hügelgeln getümmelt beieinander, die meisten stumm wie ausgebrannte Feuer, manche im Verlöbchen begriffen, verhöhlenden Lebens.

„Durst, Durst!“ leuchte ein armer Provenzale und krümmte sich in Qual und Jörn.

„Warum hast du mich verlassen, mein Gott!“ stöhnte ein bärtiger Sohn des Urals, und seine zuckenden Finger umkrampften ein durchlöcherter Heiligenschild.

Ein dritter, blond und blaß, fast noch ein Knabe, lag da mit aufgerissener Körperhöhle und griff in die Grasbüschel vor Abschiedsangst; dann grölle er, bitter wie einer, der mitten aus unvollendetem Sichelwert vom Aker gerufen wird, mit knirschenden Zähnen: „Woll-bracht —“

Jesus Christus verüllte sein Angesicht und weinte. Seine Seele erhegte sich, das immer noch kein guter Wille war zu seinem Vermächtnis: „Heilig sei dir der Nächste! Liebe deinen Widerfacher!“

Da geschah dies: Ein Schatten entleerte den deutschen Schützengräben und erhob die Waffe gegen einen der heimtückischen von jenseits des Kanals, der mit verpökelten Gebärden um einen blanken Schimmer Lebenshoffnung rang. Er hob die Waffe und ließ sie nicht niederlassen. Er spähte, schauderte sie beiseite, nierte zu dem Herbrochenen und betete ihn weich. Er hob ihn auf und trug ihn auf seinen Armen, wie einer ein Kind trägt, um ihn im Schuß der mittelwimpelnden Fahne zu bergen.

Jufus trat zu ihm und sprach befragt: „Du wolltest ihn töten?“

Er antwortete: „Das hielt er mir entgegen. — da kommt — ich’s — nicht!“ Es war das Bild einer alten Frau mit müttlichen Augen.

Wie er das sagte, fiel ein letzter Schuß auf feindlicher Seite. Er taumelte getroffen und stürzte vorüber mit seiner Last. Mit schmerzlichen Kopfschütteln sah er nach dem Herzen. Dann warf er sich läß über den Hüflosen, der seinen Armen entglitten war, und sprachte, ob den Kugel auch verfehrt. Er fand nur die schon flastenden Wunden, die nicht ohne Hoffnung waren. Da lächelte er nach innen und jant zurück, was über seiner Stirn war der Schein des guten Feiertagsabends: „In deine Hände —“

Christus aber legte ihm die Hand aufs verströmende Herz, tat das seine auf, weit wie eines Königs Türe, und sprach: „Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ —

Zum wievielten Male er dies Wort sprach, das wissen wir freilich nicht. Nur, daß er’s nicht schon zum siebzigmaligen Male sprach, das ahnen wir —

Ostern 1916.

Von Kurt Engelbrecht.

(Nachdruck verboten.)

Mehr noch als vor einem Jahr sind diesmal beim Herannahen des Frühlings die Spannungen der Seele, die das Ertragen der Gegenwart für manchen zu schwer machen, rege und wirksam. Nicht etwa, als ob wir über den endgültigen Ausgang unseres Krieges zweifelhafter geworden wären; im Gegenteil, unsere Lage, die an sich schon nie zu Befürchtungen Anlaß gab, ist im Wandel des Jahres noch günstiger und zuverlässiger geworden, als vor Jahresfrist. Der Durchbruch in Belgien, die Eroberung Polens mit ihrem gemaltigen und gewalttätigen Jertücken des russischen Festungsgürtels, die Gewinnung Serbiens und Montenegros, im Wechsel der Zeiten eines Jahres, vom Frühjahr über den heißen, fatten Sommer, den bestimmlich kühlen Herbst hin bis wieder in den triebfräftigen Lenz hinein, wald eine Fülle des Ertragens, der im harten Kampfe gewonnenen Erfolge! Welch ein Kreislauf auch schier übermenschlicher feistlicher Anspannungen für die Dabeiangebliebenen! Wird dies und dies der Anfang des guten, durch keine Wendung des Geschickes mehr wandelbaren sieghaften Endes sein? Wer erinnerte sich nicht mit aller Unmittelbarkeit der Spannung, die in uns der Name Verdun in Verbindung mit der Nachricht von der Eroberung jener Festung Douaumont urprüflich und blühartig auslöste!

Es sind das feste Spannungen einer großen Wehzeit, die dem Gang der Geschichte uns mit innerer Entkennung entgegensehen lassen. Und ich glaube, wir dürfen es sagen, die Gewalt dieser Spannungen ist größer, als vor einem Jahr. Freilich ist viel Geduldung im Laufe dieses über Erwartung lang währenden Krieges an die Stelle urmächtiger feistlicher Erregungen getreten; viel Gleichgültigkeit bei jenen Oberflächlichen, deren Zahl auch durch das erfüllternde Ereignis nicht wesentlich vermindert werden mag, ist an Stelle anfänglicher, gar zu leicht und schnell entbrannter Begeisterung zu beobachten. Gewiß! Aber die tiefer Empfindenden, die nachhaltiger Erlebnisfähigen sind gerade durch die lange Dauer währender feistlicher Anspannungen in ein sorgfältigeres und deshalb auch für die Zukunft mehr Frucht und Segen verheißendes Werarbeiten des Erlebten hineingeführt worden. Und darauf kommt ja schließlich jetzt alles an. Die inneren Provinzen, die genommen wurden, sollen in erster Linie festgehalten und nicht wieder der Seichtheit und Oberflächlichkeit anbeimgelassen werden. Das teure Blut soll nicht um Vanbergewinnnes willen geflossen sein, den uns kein Feind wider feistlich machen darf! Dierzeit als Zeit verheerender Seelenkämpfe ist bestimmt zu solchen tiefen Erreichungen uns zu verhelfen. Das Bestimmen auf diese Notwendigkeiten inneren Lebens liegt in Art und Ernst, in Würde und Heiligkeit des Osterfestes begründet.

An jenen beiden Tagen unmittelbar vor dem ersten Ostern war es, als auch die gesamte Weltseel in tiefer feistlicher Anspannung und Erregung den Aften anhielt. Mit großen Augen stand die Frage vor allen Herzen, die um das Geisteswohl der Menschheit besorgt in die Zukunft schauten: Was wird nun aus dem begonnenen, in seinen Anfängen so verheißungsvollen Wert? Ist dem neuen Werden, wie in diesen Unternehmungen großer und kleiner Geister, nur ein frühes, vorzeitiges Sterben beschieden genehm? Sollte das alles sein?

Aber Dierzeit ist zugleich Frühlingzeit und Osterfest ist Frühlingzeit! Wahrheit nicht umsonst! Die große Lehre, die von der Natur alljährlich nach einem unerlöblichen Wintersterben in die Welt hineinverkeimelt wird, muß Wahrheit bleiben

Auferstehung der Toten.

Von Rudolf Herzog.

Nun wandern wie in jedem Jahr Die blauen Tage durch das Land, Es spielt der Wind in unserm Haar Wie eine weiche Frauenhand. Wir haben uns vor unren Arien — Weiß feiner, was mit ihm geschah — Und alles, was gestorben schien, Es lebt, es lebt, und ist uns nah!

Denn über Tag und über Nacht Ward blütenweiß des Waldes Saum, Und was der Tod an Not gebracht — Schaut her, es war ein Wintertraum. Und blüht der alte Scheldornstrauch In Maasgeröll, vom Blut getränkt, Dann blüht’s in all den Herzen auch, Die wir am Dorndbusch eingesaht.

Und blaut in Flanderns Wiesengrund Ein Teppich von Bergknechtminde, D glaubt, es ist der Schläfer Mund, Der aus dem Sprechen zu euch spricht. Der Schläfer ist’s, der Leben träumt Und ewiglich den Tod nicht schaut, Wenn hinüberdacht von Wälden schäumt In Polens Forst das Hebetraut.

Ihr grauen Mütter, gramgebüht, Ihr blonden Frauen, tränenblüht, Die Stimmen, die dem Ohr entriecht, Sie wachen auf im Frühlingwind. Sie Hüßten: „Mutter, liebliche Frau, Wir standen auf aus schmaltem Bett. Glaubst ihr, daß Gott die Erdenan, Geweckt und u n s vergessen hat?“

Wir sind dahien zu jeder Feist, In jedem Sauch den Wälden weh’n. D Schlaf, hat Dank! Denn selig ist Bei euch, bei euch das Aufersteh’n. — G wandern still, in weidern Schritt, Die blauen Tage, goldburcht weilt — Ein Frauenknecht wandert mit, Weißter, weißter, „er lebt — er lebt“.

auch für die Geschichte, für die Kultur, für alles echte Geistesmenchtum! Warum müssen Geistlichen sterben? Nur eine Antwort gibt es darauf; damit sie an das Werk, erinnern seien, an die geistigen Entwicklungsstufen, die am Ende jedes Menschentages in sich trägt. Der Gedanke an den Tod ist auch nur ein Förderer jener Spannungen, ohne die es kein Werden, keine Entwicklung geben kann.

Der Ostergedanke jedoch, der frohe Auferstehungsglaube, ohne den nicht nur die Christenheit, nein auch die ganze Kultur-menschheit nimmer auskommen vermöchte, bietet die Lösung jener Spannungen, in denen es sich natürlich nicht allzeit leben läßt. Er ist die Auflösung jener Disharmonie, die in unser Leben durch Unruhe und Bangigkeit, Zweifel und Verzagnis jemeils geführt werden muß, um uns vor dem schmerzlichen Tode innerer Erstarrung zu bewahren.

Hier ist der Punkt, wo das Menschenleben ein freudigeres, mehr betriebigendes Ansehen gewinnt, wo der Friede heimlich ist, der wirklich über alle Vernunft ist, weil er nicht begrifflich erfaßt werden kann. Dierzeit erhebt in unserm Gegenwart-leben dann vorzüglich als Trostzeit für die betäubten und trauernden, gequälten und verärrmten Herzen, deren Zahl diesmal auch größer ist als im Vorjahr. Der Schrei nach Trost, der durch die ganze Welt geht, verliert zu Ostern seinen schrillen Klang. Nicht in fatalistischer, gedankenbequemer Ergebung ver-cbbt er, sondern sein Ton kündigt uns, daß ihm Genüge, daß ihm Berufung und gleichsam zart irrschöne Be-ruhigung mach. Das wunderbare Jesuswort, daß der Leidtragenden Seeligkeit zupricht, während doch für gewöhnlich dem Menschen nichts unseliger erscheint als das Leid, geht uns hier in keinem Sinne, keineswegs weltverneinenden, sondern mitbejahenden Sinn auf. Wer wirklich zu trösten versteht, weiß neues Leben zu schaffen; wer aber solchen Trost erfahren durfte, der hat auch etwas von dem neuen Leben erfahren, das mit dem Evangelium von der Liebe in die Welt gekommen ist.

Wir wissen es wohl, daß gerade unsere Gegenwart mit ihren Schreden und Schaudernissen in abertausend Herzen Zweifel an der Religion der Liebe und ihrer ferneren Gültigkeit für Menschenwert und -welen herorgeworfen hat. Es ist das auch ge-wissermaßen ein augenblickliches Stillstehen im Herzschlag der menschlichen Gefühlswelt, eine Krise äußerster Spannung. Wer aber über diese Krise hinwegkommt, der dem muß auch das religiöse Leben mit doppelter Kraft verheißungsvoll wieder einsehen und ihn auf die Gipfelstadien führen, der ihn ein höheres, geistig geläutertes Vertrauen wiedergewinnen läßt.

Und das sind in diesem Jahre, das immer noch unter dem großen, überragenden Zeichen des Ostern und der hingebenden Liebe steht, unsere Frühlingss- und Abendhoffnungen, das ist unser Osterglaube, das sind unsere Osterwünsche: Ein Heft von innen heraus gewonnenes Vertrauen unserer Gegenwart, das zugleich ein Festhalten aller inneren Gewinne aus dieser Zeit verheißt, geht unentzerrbar durch unseres Volkes Herz! Der Frühlingsturn der Geister, der nicht so gar schnell verwehen mag, mache Bahn für ein neues Leben in vollem Ernst des Pflichtbewußtseins und in entschlossenem Kampf gegen die Erz-feinde deutschen Wefens, gegen Oberflächlichkeit und Gleich-gültigkeit des Fühlens, gegen Bequemlichkeit und Trägheit des Denkens, und lasse uns zu Wert und Würde in unsern stit-tlichen Verhalten, zu Einmütigkeit und Kraft in unsern religi-ösen Leben derraufen gelangen, daß niemand mehr zweifeln mag, was auch in diesen Dingen deutsch und zukunftsmäßig ist!



Meine Freunde, die Tiere.*)

Von den hinterlassenen Jugenderinnerungen von Gustav Wied. (Nachdruck verboten.)

Selbstverständlich wimmelte es auf dem Hofe von Tieren. Tiere erzogen. Zu jeder häßlichen Schule müßte ein zoologischer Garten gehören, nicht ein Garten mit Küingurub, Meerzarten und Nashornbögen, sondern ein Garten oder ein richtiger Hof voll unserer eigenen, guten und verständigen Haustiere. Denn was wissen die Städte anderes von den Tieren, als daß sie „ulzig“ sind.

Schändorpf erzählte mir einmal eine Geschichte von einem Viehhüter, der bei seinem Dntel diente. Er wollte die Studenten nicht in seinem Kubstall herantassen, und wenn Schändorpf ihn fragte: „Warum nicht, Mittel? so antwortete Mittel: „Mein, denn die Kopfhänger laufen sich immer ran und greifen mich das Vieh aus.“

Und Mittel hatte recht: Rühre müssen erst genommen werden! Schon wenn man sie Grünfütter wiedertauen hört, ist einem zumute, als erlebe man einen Gesang von Homer. Aber selbstverständlich interessierten wir Kinder uns hauptsächlich für die Pferde. Da waren unsere beiden Lieblingspferde: Die große Gelbe und die kleine Gelbe, die wir am meisten zum Reiten und Fahren benutzen durften, sie waren freundlich und gutmütig. Da war Jappes Brauner, vor dem wir Angst hatten, weil er böse und bissig war. Der Braune hatte seine Hürde an dem schmalen Eingang vom Stall zur Dreckscheune, und es war bei uns ein Sport geworden, von einem Baum zum andern an dem Braunen vorbei zu laufen. Damit es nicht, als wäre Spalier zu kurz waren. Das wussten wir, aber unsere Spannung bei diesem Sport erlitt dadurch keine Einbuße.

Die Küstler der waren zwei dicke, verressene, braune Stuten, die Jens Duu fütterte und striegelte und versorgte, daß sie vor Fett und Glattgeleitheit nur so frohten und sich bloß in einem gelehten Jodeltrab bewegen konnten. Ihr vollstündiger Gegenstoß war Prinz, ein junges, schlantes und wildes Tier, lo ein rechtes Indianerpferd, das nur Ein ar zu besteigen wagte. Er sprang mit ihm um, daß man es dem Pferde nicht ansehen konnte, was vorn und was hinten war, während Bruder Rette vor Schreck gefähmt stand und sagte: „Du bist ja verrückt, Einar. Du bist ja verrückt!“

Als meine Schwester heranzog, kiennte Vater ihr ein paar kleine Ständer und ein Wägelchen. Die beiden Ständer waren allerhöch, aber nicht sehr zuverlässig und namentlich nicht gut zum Reiten zu gebrauchen. Ob dies mit dem isländischen Volkscharakter zusammenhängt, weiß ich nicht, aber mitten im Westen konnten sie stehen bleiben und die Vorderbeine recht aufstumpfen wie Schlagbüme. Da standen die, und keine Macht der Erde konnte sie vorwärts bringen. Es blieb weiter nichts übrig, als umzusehen und nach Hause zu fahren.

Zuweilen, wenn meine Eltern zu Besuch waren, konnten wir heimlich alle Pferde losmachen und sie im Hofe unherlaufen lassen. Das war ein prachtvoller Anblick. Sie wurden alle wie die Kinder, selbst die alte Milchkuhe, die Hinterkornie — so genannt infolge gewisser physischer Eigenschaften — jagte mit flatterndem Schwanz und absteigender Mähne umher.

Einmal schließlich, im Mai oder Juni, wurden die Schafe in einer Wegetgrube gemahlen. Die Häuserfrauen, die zu dieser Arbeit kommandiert wurden, lagen auf einer Brüste am Ufer entlang auf den Knien. Die Schafe wurden ins Wasser geschmissen und schwammen in Todesangst von Frau zu Frau, vom einen Ende der Wegetgrube zum andern, bis sie rein wurden. Ich höre noch Vaters Kommandostimme: „Loslassen!“

Da ließen die Madames los, sie sandten alle auf einmal ihre Schafe zur Nachbarn.

Viert Tage darauf, wenn die Tiere von der Sonne getrocknet waren, wurden sie mit seltsam konstruierten Schaffschere gefahren. Diese Jeremie, bei der ebenfalls die Häuserfrauen fungierten, ging in der Scheune unter großem Getöse und Geböhl vor sich. Die Kunst bestand darin, den Pelz lo heil wie möglich abzuhäuten und nicht allzu viel Läder in der Schafshaut zurückzulassen.

Es war ein großer Kummer für uns, als Judas und Beer mit samt den Schafen verkauft wurden. Aber ein Trost war es natürlich, daß sie nicht weit fort kamen, nur zu Sendeln auf Helganaas, wo wir sie besuchen konnten.

Die Geschichte Judas' und Beer' habe ich im übrigen in meinem Buch „Silbueiten“ niedergeschrieben.

Aber wir hatten viele andere Hunde. Da war Kinado, der so sanft lebte, daß man ihn zuletzt nur beim Reiten konnte hören konnte man ihn nicht, er hatte jede Spur von Stimme verloren und machte einen unheimlichen geistlichen Eindruck.

Und da war der Hühnerhund Coisur, dem ich mein erstes Gedicht widmete. Wir saßen einmal in der Wohnstube, als das ganze Haus erbebt, daß wir dachten, es rühre von einem Erdbeben her. Wir unterkuchten die Sache und fanden, daß die Erschütterung von Choisur herrührte, der auf dem Boden gerade über der Hängelampe saß und sich schloß. Und da erwachte in mir der Dichtergeist.

Als die Schächer aufgegeben wurde, begannen wir Rühre zu halten — oder Holfäherei zu treiben, wie man es nannte. Mutter mußte auf ihre Würde als Meierin verzichten und sie an eine hochwissenschaftlich ausgebildete Butterkünstlerin abtreten. Gensenschaftsmeierereien erlitteten damals nicht. Deber Hof produzierte seine Butter und seinen Käse selbst.

Schweine hatten wir natürlich auch, und auf dem Hofplatz wimmelte es vor Kleingeflügel: Hühnern, Enten, Gänzen und Truthähnen.

Vater fütterte sie immer selbst. Wenn er vom Hauptgebäude zum Kornboden ging, um Futter zu holen, folgten sie ihm alle auf den Fersen, und inmitten der Schar trabten ein paar Hunde oder Ferkelchen, ein Füllen oder ein Kalb. Sie stellten sich vor die Tür auf, während Vater drinnen war, und sobald er mit dem Futter herauskam, ging ein Hagelmeiser von Lauten von den nächsten Dächern auf ihn nieder.

Das war ein Anblick, den ich nie vergeße.

Später als die Note Hanne Hühnermädchen wurde, legte Vater ein Schloß vor den Kornboden. Sie liebte nämlich die Tiere lo innig, daß sie das Korn für sie stahl. Und kam eine Gemittermohle und entlud sich über dem Kleingeflügel, daß sie erlarrt und hoblot waren, dann raffte Hanne die jungen Enten und Hühner zusammen und schloste sie sich auf die Jung. Wollte Jens Duu unter solchen Umständen ärztlich keinen Arm um Hannes Taille legen, lo hörte ich sie schreien: „Rühre mich nicht an, ich stecke von oben bis unten voll Ruten.“

Ins Deutsche übertragen von Ida Anders.

Geophagie.

Von Dr. Heinrich Wiesenthal. (Nachdruck verboten.)

Das Bestreben unserer Gegner, uns auszuhungern, lenkt unsern Blick auf immer neue Mittel, dem entgegenzuarbeiten. So ist es begreiflich, daß nicht bloß neue, sondern auch alte Nahrungsmittel wieder Interesse erwecken. So tauchte vor einiger Zeit der Hinweis auf, daß gewisse Aehrenarten allein oder als Zusatz zur menschlichen Nahrung Verwendung gefunden haben.

Geschmacksverschiedenheiten hat es immer gegeben, und sie werden auch bestehen bleiben; das saule Ei, das wir mit Efel wegwerfen, gilt in China als Delikatesse, das von Maden und Würmern beehrte, überdicke Weid erzeugt beim gefunden Menschen Abscheu, während es der vorverze Geschmacks als Lieblingsgericht bevorzugt; gebadene Vogelneßer sind auch nicht gerade jedermanns Sache, der raffinierte „Feinschmecker“ laßt sich alle zehn Finger darnach. So geht es mit dem Erbesen. Im nördlichen Thüringen, im Lüneburgerischen streicht sich der Strengrubenarbeiter nach altem Brauch einen Fein Ton, den er Feinbutter nennt, aufs Brot und verzehrt es mit Appetit. Im allgemeinen scheint ja der deutsche Magen nicht gerade für das Erbesen geeignet zu sein, was aber keineswegs ausschließt, daß sich andere Völker — und nicht etwa nur unkuftivierte — die Erde recht gut schmecken lassen. Bei großen Teuerungen, in Hungersnöten hat man freilich auch bei uns in den sauren Apfel, d. h. in den Ton beßen müssen, lo während des Dreißigjährigen Krieges, wo man in der Laufsig, in Wittenberg und an anderen Orten beim Brotdrahen erhebliche Mengen feinst gepulverten Ton aufsteht. Anders im nördlichen Europa, besonders in Nordschweden und auf der russischen Insel Kola. Dort gehört das Bergmehl für viele Leute zur täglichen Nahrung, während es in den hochkultivierten Finnland, dem Rand der tausend Seen und Inseln, einen ständigen Zusatz in der Brotdraerei bildet. Bei den Lappen z. B., die ja im nördlichen Schweden, in Finnland und auf Kola am Enzargez wohnen, kennt man die Geophagie nicht, lo armelich auch sonst die Lebensführung dieses Polarvolkes ist, während die am Ochtogischen Meer wohnenden Lungenen starke Erbeser sind. Das Bergmehl ist pflanzlichen Ursprungs, es entlind aus den Felsespangern von Algen, die sich in großen Mengen anschießt und metardit Lager gebildet haben. So besteht ein großer Teil des Untergrundes von Berlin aus diesem „flanzlichen Gestein“; in der Lüneburger Heide und an anderen Orten Deutschlands findet es sich mehr oder weniger mächtig.

In der Hauptsache ist die Geophagie aber in den heißen Klimaten und besonders in Südamerika und Afrika, wo sie gar nicht selten mit rituellen Gebräuchen verknüpft ist, zu Hause. Der vorwiegende Genuß süßer Früchte, der Mangel an kräftigen, magenfüllenden Speisen, vor allem an Fleisch erklärt das zugleich. Dabei sind die genossenen Erden nicht etwa überall indifferent und achsmadlos, sie haben teilweise einen salzig-würzigen Geschmack, so daß sie in salzarmen Gegenden das unentbehrliche Gewürz ergeben. Man gräbt auch wohlriechende Erden, die zu feinen Schalen verarbeitet als Trinkgefäße dienen und schließlich verzehrt werden. In der reichsten Provinz von ganz Südamerika, die an Vobenschen bräus das hat, was Sandel und Industrie liefert, in Chile, besonders aber in seiner Hauptstadt Sant Jago findet man eine Erde, die zu Bechern geformt als geschützte Delikatesse unter dem Namen Cucari in die benachbarten Provinzen und nach Spanien geht. Die armeliche schwachbevölkerte Provinz Aletetejo in Portugal gewinnt eine nach Zitronen duftende Erdart, die von den reichen Portugiesinnen als Konfekt genast wird.

So alt das Erbesen ist, der erste, der eingehende Beobachtungen gesammelt hat, war Humboldt. In seinem Werk „Reise in die Äquatorialgegenden des neuen Kontinents“ schildert er das Erbesen der Stomaten, eines in Venezuela wohnenden, schon damals stark im Aussterben begriffenen Indianer-Stammes. Die von diesen und anderen Stämmen am Orinoto genossenen Pona (Erdbüse) bestanden aus feinem, sehr fettem, durch Eisenoxyd gelblich gefärbten Ton, den sie bei schwachem Feuer brennen, bis die Außenrinde röthlich wird. Solange das Wasser des Orinoto und seiner Nebenflüsse Tiefstand hatte, aßen die Stomaten Fische und Schildkröten, war aber die Fangelegenheit vorbei, so nährten sie sich nur von Erde ohne daß, immer nach Humboldts eigenen Beobachtungen, ihre Gesundheit dabei gelitten hätte. In Banto, einem Dorf am Magdalenastrom, sah der Forscher, wie indianische Weiber beim Herstellen von Topfergeschirr große Stücken Ton im Munde verschwinden ließen. Die ausführlichen Studien, die Humboldt bei seinen Forschungsreisen machte, wurden durch die Angaben des bekannten Botanikers Leschenau ergänzt und später von Labillardiere und anderen Reisenden fortgesetzt. Der Ende der achtziger Jahre verlorbene Forscher Alexander Weddell berichtet von seiner Reise durch das nördliche Bolivien, daß auf den dortigen Märkten und in den Häusern von La Paz, der Hauptstadt jenes Staates, graufarbener, fetter Ton Pacha genannt, eine wichtige Rolle spiele und von den Indianern zugleich mit der dort einheimischen hitzerückweisenden Nahrungsmittel in Chugufaca, dem Stig der hochgenutzten Nahrung, formt man Topfschen aus einer Erden, Choto genannt und verzehrt sie wie Chokolade. Auf Java ist man Erden, und in Samarang gibt man dem Ton die Form von Zimmetröhren.

Die Untersuchung dieser und der meisten anderen Erden ergab, daß sie als Nahrungsmittel nicht anzusprechen sind, ferner geht aus allen Berichten hervor, daß Erde nicht etwa nur in der Not, infolge von Nahrungsmangel genossen wird, um den leeren Magen zu füllen, sondern daß die Geophagie auch die Folge eines vorverzen Geschmacks ist, die sich besonders bei bleichsichtigen, hysterischen Mädchen und Frauen, wohl auch bei Kindern zeigt, die ja auch bei uns gern an Freide und Schiefer lauen. Die Kennzeichen der Erbeser: Hängebauch, Abmagerung, Anschwellung von Leber und Milz werden von allen Beobachtern bestätigt.

Bunte Zeitung.

Und wieder kam der Frühling . . . Und wieder kam der Frühling geflogen Und spannte nach altem Gebräuchrecht Ein klingendes Perlenkettengeflecht In den blaßblauen Himmelsbogen.

Und seine segnenden Sonnenfinger Verschleuchten die träge Wintertrüb' Der träumenden Erde und lodten im Ru Vieltaufend buntfarbige Wunderbinger.

Brautzeit der Erde . . . Raum zu verthehen, Das irgendwo gelende Eisenfeulen Den liebenden Verzehnhimmel durchzuehen Und schmetternd zur Tiefe niederläßt . . .

Daß irgendwo Wesen dem Todesgraum — Wie hundertjährige wolle Geiree Dem nahen Ziel ihrer Erdenreise — In voller Jugend entgegenkäun.

Und daß sie erlassen und hilflos sterben Und noch im Tode mit ihrem Blut Die prangende Frühlingssinderbrut Eränen und färben . . .

Hugo Waldhler. (Aus dem zweiten Aprilheft des von F. C. Freyberg von Großhuff herausgegebenen „Lärners“ [Stuttgart, Greiner & Pfeiffer].)

Preis-Rätsel.

Das nachstehenden fünf Rätsel sind je drei aufeinander folgende Buch haben anzusetzen, welche in derselben Reihenfolge gelesen, eine unumstößliche Wahrheit verkünden.

Wirkung, Anmerpen, Frieden, Sieber, Genna.

Sprichwort-Rätsel

Welches bekannte Sprichwort wird durch das untenstehende Bild illustriert?



Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 18: Wir hatten durch in Kampf und Streit Ein Herz ein Volk für allezeit.

Vexierbild.



Wo ist der gefangene Schotte?

Nichtige Könnnen sandten rechtschtaft ein: Aus Halle: W. Dietrich, Margarete Tiefel, Margarete Ulrich, Richard Schmidt, Ida Schäfer, Ernst Schiller, Frau Anna Reich, Fritz Kämpfer, L. Meisel, Gertrud Kretsmann, Berner Köhnen, M. Jenschig, Friedrich Göttele, Wilhelm Ehlers, Dora Stahl, Martha Engelmann, Gustav Giese, Gerhard Reichert, Gertrud Beder, Fritz Buchmann, Marianna und Anneliese Lepp, Walter Beder, Gerhard Beder, Margarete Beniamin, Iris Herzog, Lina, Martha Hoff, Charlotte Schier, Frau Marie Doling, Otta Franz, Helene Richter, Detha Gieseler, Charlotte Summel, W. Zahn Frau Jenschig, A. Kaufmann, Wiese Krompenhecht, Hans Krause, A. Köhler, Martha Kilitzenberger, Frau Marie Wilsbach, Paul Müller, Oskar Minkner, Frau C. Bindner, Gerhard Müller, Martha Rohrer, Marie Rehsfeld, Leontina Schoppen, Emma Semmler, Käthe Biewes, Gertrud Stoll, Johannes Winkler, Walter Weber.

Aus Martig: Hans Grube-Merleburg, Willy Boffe-St. Michel, Albert Raufsch-Leutenen, Frau C. Winter-Kentfäll, Gerhard Beder-Merleburg, A. Leppel-Schaffner, Oskar Stegmann, A. St. Kassel, Gertrud und Charlotte Schötte-Salungen, Robert Kreuler-Bertha Albert Raufsch-Kobura, Helene Dener-Gelshausen, Walter Bühne-Laubach, Paul Guechke-Merleburg, Werner Bunte-Merleberg, Karl Brand-Magdeburg, Frau Ella Grünwald-Sieich a. Rheia.

Preis: erblichen. W. Dietrich Bier, und zwar: „Das vadis“ von Henri Cienkewicz, und Hans Grube-Merleburg, und sogar: „Märchen“ von Wilhelm Dausf.